Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

Band: 67 (1977)

Heft: 3

Artikel: Gedanken zur Stigmatisation des Heiligen Franz von Assisi : ein Beitrag zum Gespräch zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens

Autor: Frei, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-404591

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gedanken zur Stigmatisation des Heiligen Franz von Assisi

Ein Beitrag zum Gespräch zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens

Vorbemerkung: Für das Wintersemester 1976/77 hatte ich an der Christkatholisch-theologischen Fakultät der Universität Bern ein Kolleg über Franz von Assisi angekündigt. In diesem Rahmen wurden die hier schriftlich vorgelegten Gedanken erstmals vorgetragen und ins Gespräch gestellt. Die jetzige Fassung entspricht weitgehend derjenigen der Vorlesung. Es war jedoch nötig, dem Ausschnitt durch einen sinnvollen Anfang und Schluss die Form eines gerundeten Aufsatzes zu geben, wobei zugleich Anregungen der Aussprache zur Verdeutlichung der Sache aufgenommen worden sind.

* * *

Unter den Quellen zur Geschichte des Heiligen Franz von Assisi nahmen schon immer die Fioretti einen ganz besonderen Rang ein. Historisch-kritisch gesehen hängt dies fraglos damit zusammen, dass ihre älteste Schicht aus Berichten von Augenzeugen gefügt ist. Aber auch sachlich und literarisch gewürdigt, bleiben sie der eigentliche Blütenkranz.

Der Blickpunkt, unter dem das Leben des Heiligen von den Fioretti erzählt wird, ist gleich im Initium ausdrücklich genannt: «E prima da considerare, che il grolioso messere sancto Francesco in tutti gli atti della vita sua fu conformato a Christo – Allererst ist zu betrachten, dass der gottselige Herr, der Heilige Franz, in allen Taten seines Lebens Christus zugeformt ward.» Unter dem Leitstern seiner demütigen Christus-Nachfolge werden demnach die einzelnen Geschichten unbefangen so zum Ganzen gereiht, dass in ihnen das Leben des Armen von Assisi zum Scheinen kommt im schlichten Abglanz der göttlichen Herrlichkeit. Einzelne Höhepunkte heben immer wieder Franzens Nähe zum Herrn heraus: unter manchen andern sei hier wenigstens die achte Legende eigens im Gedächtnis behalten; es ist jene, da der Vater Bruder Leo eröffnet, wie nur im Kreuz die vollkommene Freude ist. Was derwege als roter Faden die Sammlung durchzieht, findet seinen krönenden Abschluss endlich in den fünf letzten Betrachtungen des Werkes: sie berichten das Wunder, dass der Christo conformatus mit den Wundmalen des Gekreuzigten gezeichnet worden ist.

Wir Schwerfälligen in dürftiger Zeit nähern uns darin dem, was den Zeitgenossen und den Hörern der ersten Generationen franziskanischer Brüder allem vorauf das zu betrachtende Zeichen war. Wir nahen ihm in Ehrfurcht und ohne Scheu; denn wir wissen, dass wir einem solchen Geheimnis nicht gewachsen sind. Darum seien einige Vorbemerkungen erlaubt. Die Berichte des Büchleins von den Wundmalen zeigen deutliche Spuren davon, dass sie auf die allernächste Umgebung des Heiligen, zumal auf die Brüder Leo und Masseo, zurückgehen. Das Faktum der Stigmatisation ist, rein historisch betrachtet, so gut verbürgt wie andere historische Fakten auch. Zu Zweifeln besteht kein Anlass. Die Verschwiegenheit des Erzählten spricht aus der Natur der Sache, die als solche gewiss nicht jedermann verstehbar ist und die darum vom Heiligen und seinen Nächsten entsprechend behutsam verwahrt wurde, damit sie nicht bei Unbefugten Schaden anrichte. Ich persönlich meine, dass, wer Ereignisse einer verborgenen und geheimnisvollen Wirklichkeit bestreitet – nicht ungläubig, sondern ganz einfach unwissend ist. Dass zu diesen Unwissenden vielleicht der grössere Teil der Wissenschafter gehört, hat dem nichts Erstaunliches, dem der Star seiner Wissenschaftsgläubigkeit einmal gestochen wurde. Wem das technische Gestell dies noch nicht getan hat, der ist zu hüten wie ein Kind: man muss ihn seine Erfahrungen machen lassen; und man kann dabei höchstens besorgt sein, dass die Erfahrungen nicht zu schlimm werden für ihn und keine verheerenden Kreise ziehen. Anzeichen sind da, die darauf deuten, dass man dies allmählich wenigstens von ferne zu ahnen beginnt. Mit der wachsenden Einsicht in diese Not wird auch die Bereitschaft für das Geheimnis grösser werden. Wir stehen in diesem Zwiespalt mitten drin und können ihm in unserem Tun nirgends entgehen. Er hindert uns auch an einem grossen Verstehen des dem Heiligen endlich geschehenen Wunders.

Um das schwer zu Verstehende, ja geradezu um das Mirakulöse müht sich zwar heute die Parapsychologie, die merkbar an Interesse gewonnen hat, seit der klare und nüchterne Freud dergleichen Phänomene ausdrücklich bejaht hat, beiläufig bemerkt: jener Freud, der in Franz von Assisi einen wunderbaren Höhepunkt der Sublimationsmöglichkeit gesehen und daher für ihn besonders warme und bewegte Worte gefunden hat. Bei Freud handelt es sich hinsichtlich der sogenannten okkulten Phänomene einzig darum: sie wahrzunehmen im vollen Sinn dieses Wortes und ihnen aus solcher Wahrnehmung heraus ein mögliches Verständnis zu bereiten. Ich meine in der Tat, dass

jedenfalls hinsichtlich des eigentlich Wunderhaften etwas anderes auch gar nicht möglich sei; denn was erklärt werden kann – ist kein Wunder. Ja, wenn man sieht, was zwar nicht gerade zur Erklärung, aber doch sicherlich zu einem vermeintlichen Verstehen des Wunders beigetragen wird, so mag man sich füglich fragen, ob solches Verständnis nicht doch wieder an der Sache vorbeigehe, vielleicht sogar vorbeigehen müsse. Wäre das letztere der Fall, so hiess dies: dass ein Wunder nicht nur unerklärbar, sondern jedenfalls dem menschlichen Verstand weitgehend auch unverstehbar ist. – Hinsichtlich der Stigmatisation z. B. hat man darauf hingewiesen, dass diese in der überwiegenden Zahl der Fälle bei Frauen vorkomme, dagegen äusserst selten bei Männern. Man hat auch nicht unterlassen zu bemerken, dass die Stigmatisierten oft das Unbehagen einer gewissen Zwielichtigkeit nicht ganz zu zerstreuen vermögen. Mag sein, dass gerade deshalb der Heilige Franz von Assisi der unter allen weithin leuchtende Stigmatisatus geworden ist. Hinsichtlich des Charakters des Heiligen darf man im Verein mit vielen andern Beobachtungen, die in dieselbe Richtung weisen, aus den genannten Umständen schliessen, dass bei ihm die gegengeschlechtlichen, also die weiblichen Züge besonders akzentuiert gewesen sein müssen, wohl gar die männlichen überwogen haben. Aber ganz abgesehen davon, dass Derartiges im vorliegenden Zusammenhang letztlich nichts erklärt, hilft es auch kaum zu einem gemässeren Verständnis – ich will nicht sagen: von Franzens Person, aber doch sicher seiner Heiligkeit und wohl auch seines Werkes. Es hilft schon gar nicht zum tieferen Verstehen des in der Stigmatisation Christo conformatus.

Es wäre nun eine schmähliche Lösung, wenn wir uns der Aufgabe mit dieser Feststellung für entledigt hielten. Ich meine vielmehr: es liegt uns ob, einem möglichen Verständnis wenigstens den Weg zu ebnen. Dabei ist es dann notgedrungen so: wo menschliche Verstehensmöglichkeiten am Wunder scheitern, könnte es sein, dass solchem Scheitern vielleicht einst ein echtes Verstehen des Wunders unvermutet aufginge. Wir haben deshalb stets das Menschenmögliche um unseretwillen zu versuchen. – Es liegt heute nahe, dass man auch Erscheinungen wie die Stigmatisation psychologisch zu erhellen sucht. Betrachtet man Lorenzo Berninis Darstellung der Stigmatisation der Heiligen Therese, sieht man freilich, dass ein solcher Versuch offensichtlich sehr alt ist. Die geistliche Erotik jener Gruppe, der Gesichtsausdruck der Verzückten, der halb in Ohnmacht und halb im Orgasmus schwebt, das Lächeln des Engels, gütig lockend und sadi-

stisch zugleich, der Umstand, dass Bernini auch Licht und Wolken plastisch materialisiert – das alles ist Hinweis, inwiefern wir es schon in jenem barocken Kunstwerk mit Gestalt gewordener Psychologie zu tun haben. Dem barocken Betrachter mag gerade von daher die Figur einen erheblich andern Eindruck gemacht haben als dem Menschen des 20. Jahrhunderts, dem die psychologischen Kategorien viel geheimnisloser, weil bewusster geworden sind. So kommt uns Berninis Versuch weitgehend als der einer Darstellung des Undarstellbaren vor. Auch dem, der für geistliche Erotik sehr ansprechbar ist, eröffnet dieses Werk Berninis – im Vergleich zu anderem, was er geschaffen hat – recht wenig. Wenn wir uns das alles überlegen, sehen wir uns veranlasst, im Fall der Stigmatisation des Heiligen Franziskus auf einen psychologischen Zugang zu verzichten. Die vermutlich älteste der noch erhaltenen bildlichen Darstellungen dieser Stigmatisation, die von Giotto in Santa Croce zu Florenz, legt mit ihrer schlicht staunenden Schilderung des unfassbaren Geschehens diesen Verzicht ebenfalls nahe. Es bleibt demnach dabei: unsere Zeit ist zu einem grossen Verständnis des Wunders nicht fähig. Indem ich das so sage, mag man sich hüten, die folgenden Überlegungen allzu nahe an ein echtes Verstehen des Wunders heranzurücken.

Was mich indessen bewegt, ist die Möglichkeit eines gewissen geschichtlichen Zugangs zur Sache, den ich mit allen Vorbehalten mitteile und damit wissend zum Gespräch, ja wie der Untertitel des Aufsatzes sagt, als Beitrag zu einem ganz bestimmten Gespräch stelle. Franziskus ist der erste, der die Wundmale Christi in geheimnisvoller Weise auf seinem Leibe eingeprägt erhielt. Das war in der Nacht vor dem Tag der Kreuzerhöhung im Jahre 1224. Seit Jesu Tod gibt es bis zum genannten Datum keine, weder weibliche noch männliche Stigmatisierte. Erst die fünf entscheidenden Schlussbetrachtungen in der Sammlung der Fioretti erzählen uns dieses Wunder vom Heiligen Franz. Wie bereits angedeutet, ist er im weitern Verlauf der Geschichte nicht der einzige Stigmatisierte geblieben. Auffallend ist jedoch in der Geschichte des Phänomens, dass die Stigmatisation etwas ausschliesslich Okzidentales bleibt. Die Kirchen des Ostens kennen keine Stigmatisierte, und ihnen erscheint die Stigmatisation als solche unter Bedenken, von denen noch zu reden sein wird.

Warum ist die Stigmatisation in der Ostkirche offenbar ausgeschlossen? Man kann darauf keine beweisbare Antwort geben. Aber zu bedenken bleibt folgendes: anlässlich eines frühen ökumenischen Gespräches zwischen Orthodoxen und Altkatholiken hat Vater Ser-

gius Bulgakow meinen Lehrer Ernst Gaugler nach den Merkmalen der Kirche gefragt und von ihm zur Antwort erhalten: «Die Kirche ist *eine*, sie ist eine heilige, eine katholische und apostolische.» «Richtig» entgegnete Bulgakow, «aber es fehlt noch etwas: wenn sie das alles in Wahrheit ist, dann ist sie eine verfolgte.» – Wer die Geschichte des östlichen Christentums auch nur wenig kennt, weiss, welche entsetzliche Wahrheit Bulgakow aufscheinen liess. Während sich die abendländische Kirche seit dem frühen Mittelalter unverfolgt entwickeln konnte (und wie viel an Gutem und Bösem ist nur in solcher Situation überhaupt möglich geworden!) –, ist dies für die morgenländische Kirche immer sehr anders gewesen: die blutigen Auseinandersetzungen zumal mit dem Islam und näherhin den Türken, die innern Schwierigkeiten im Gefolge des Cäsaropapismus, in jüngster Zeit die Unterdrückung durch den dialektischen Materialismus – das alles und viel anderes hat der Ostkirche fortgesetzt Christo conformati in der Gestalt von Heiligen Märtyrern geschenkt, welche die Wundmale in ganz anderem Sinn an ihren Leibern zu tragen hatten. Und von daher ist denn auch zu begreifen, dass für Zeiten des Friedens die Ostkirche zum Leib als solchem ein weit offeneres Verhältnis zu bewahren vermochte, als dies im Westen der Fall ist.

Dem abendländischen Christentum tritt nach dem Edikt von Mailand im Jahr 325 an die Stelle des Martyriums mehr und mehr die Askese. Und diese Askese erhält in wachsendem Mass ausgesprochen leibfeindliche Züge. Vermutlich liegt in diesem Negativum auch der Grund dafür, dass im Westen das wesentliche Verständnis für die Askese seit dem Spätmittelalter und zumal seit der Reformation so abhanden kam, dass wir heute höchstens noch kümmerliche Überreste sehen. Demgegenüber hat die ostkirchliche Askese viel strenger den Sinn einer *ἄσκησις*, will sagen einer Übung auf das Eine Not-Wendende hin und damit im tiefsten etwas Freudiges bewahrt: man fastet nicht, um sich etwas vorzuenthalten und so das Fleisch, oder direkt gesagt die Sexualität, in enge Schranken zu weisen; man fastet nicht, um sich etwas vom Maul abzusparen und das Ersparte in der Liebe Christi sozialen Zwecken zukommen zu lassen. Man fastet vielmehr in der *ἀποκαραδοκία τῆς κτίσεως*, im sehnenden Sich-Ausstrecken der Kreatur nach dem Offenbarwerden der Herrlichkeit Gottes.

Der Heilige Franziskus ist ein Kind der westlichen Kirche, und er ist es in einer Zeit, da der asketische Zwiespalt auf einem Höhepunkt steht. Einerseits: laudato si, mi Signore, cum tucte le Tue creature – andererseits (ausgerechnet in der ersten der fünf Betrach-

tungen über die Wundmale): io non ho maggiore nemico che lo corpo mio. Es ist sicher nicht Zufall, dass der Bericht von der Stigmatisation eingeleitet wird mit der wüsten Schilderung leiblicher Versuchungen. Und im Kampf dieser Versuchungen ruft Franz dem Teufel zu: «Ich habe keinen grösseren Feind als meinen Leib!» Dennoch ist dieser Leib nicht des Teufels. Er gehört zur göttlichen Geschöpflichkeit, und der Heilige muss es in wunderbarer Weise erfahren: das, was er selber als seinen grössten Feind sieht – das wird gewürdigt werden, die heiligen Wundmale unseres lieben Heilandes und Seligmachers an sich zu tragen. Der verachtete Leib, Bruder Esel, wie ihn Franz oft scherzhaft genannt hat, wird aus Gnade des Fleischgewordenen zum Zeichen der göttlichen Erlösung.

Wir erinnern uns jetzt, indem wir dies in seinem befriedeten Glanze sehen, was vordem in aufgewühltem Zwiespalt war – wir erinnern uns jetzt an einen bestimmten Zug der Legende, der in der dritten Betrachtung unmittelbar vor der Stigmatisation erzählt wird. Gott fragt den Heiligen, ob er ihm dreierlei schenken wolle – und Franz entgegnet: «Mein Herr, dein bin ich ganz, wohl weisst du, dass ich nichts anderes habe, denn die Kutte, den Strick und die Kleidung an meinen Beinen. Und auch diese drei Dinge sind dein. Was vermag ich deiner Majestät zu bieten und zu schenken? Da sagte mir Gott: Suche nach in deinem *Schosse* (Heraushebung vom Autor) und gib mir, was du dort finden wirst. Und ich suchte und fand eine Kugel von Gold; und ich gab sie Gott. Also geschah es zu *drei* (H. v. A.) Malen, wie es mir Gott zu *drei* (H. v. A.) Malen gebot; dann kniete ich *drei* (H. v. A.) Male nieder und pries und dankte Gott, der mir, was ich ihm bot, gegeben hatte. Und alsbald ward mir die Erkenntnis, dass jene *drei* (H. v. A.) Gaben den heiligen Gehorsam, die hohe Armut und *die strahlende Keuschheit* (H. v. A.) bedeuteten, die Gott mir um seiner Gnade willen so vollkommen zu achten gab, dass ich nichts in meinem Gewissen finde, das darwider zeuge.» – Kein Zweifel, dass die drei Goldkugeln auf einer durchaus andern Ebene zu verstehen sind als die Stigmatisation. Der Text selber, der z. B. in der historisch-kritischen Ausgabe von Otto Karrer offensichtlich aus diesem Grunde um diesen Zug gekürzt (und damit verkürzt) wird, deutet symbolisch. Die Symbolik ist nun freilich etwas, das stets der Deutung bedarf; und jede Deutung hebt immer nur *einen* Sinn der Sache heraus. Die Deutung des Textes selbst ist echt franziskanisch. Aber das Symbol in seiner Grösse und Weite bedeutet mehr und auch noch anderes. Schon indem wir das bloss so sagen, deuten wir die drei Goldkugeln

sozusagen unwillkürlich trinitarisch. Und das widerspricht derjenigen der Fioretti nicht, ja es hebt sie vielmehr und lässt sie erst eigentlich in ihr volles Wesen gelangen. Aber da ist von alters her noch eine ganz andere Bedeutung da: die drei ist die Zahl dessen, was allerdings schon immer im Schoss ist, des männlichen Geschlechts, das auch die Fioretti in ihrer Deutung mit der sprendentissima castità verborgen und unbewusst mitaussprechen. Die Würdigung des Leiblichen, das der westlichen Kasteiung so vergällt worden ist, wird in aller Grossartigkeit des Symbols schon in der Erzählung von den drei Goldkugeln ausgesprochen: der Leib, die Körperlichkeit, das Geschlechtliche – sie werden durch die heiligen Wundmale als von Gott Geschaffene endgültig dem Sonnengesang einverleibt; in der Stigmatisation ereignet sich für den Heiligen Franz und damit für die Kirche des Westens die Gottwerdung des Fleisches, die Auferstehung, die Erlösung: laudato si, mi Signore, cum tucte le tue creature.

Die ostkirchlichen Theologen ahnen in der ihrer Kirche fremden Stigmatisation einen unguten masochistischen Zug der westlichen Christusdevotion. Es scheint, dass diese Ahnung zwar durchaus das Problem trifft, aber dennoch die Sache nicht ganz dort fasst, wo sie eigentlich hingehört. Masochistisch ist aus den dargelegten Gründen die ganze westliche Einstellung gegenüber der Askese, was sich ja am Ende auch darin kundgibt, dass die westlichen Asketen meist schon in verhältnismässig jungen Jahren dahinscheiden mussten, während die grossen Asketen des Ostens ein geradezu ausserordentliches, ein «biblisches» Alter erreichen durften. Masochistisch ist demnach nicht das Wunder der Stigmatisation, das vielmehr dem Westen in dieser Not gerade zum Zeichen werden soll für jene Offenheit gegenüber dem Leiblichen, wie sie der Ostkirche aus den angedeuteten Verhältnissen heraus ganz anders erhalten geblieben ist. Aus dieser Zeichenhaftigkeit wird zwar die Stigmatisation des Heiligen Franziskus als Wunder nicht verstehbar, wohl aber erhält sie eine gewisse Transparenz, und zwar eine solche, die zugleich Andeutung sein mag daraufhin, warum dieselbe Sache beim Heiligen Franziskus – «ich rede töricht» – gesund wirkt, während sie bei späteren Stigmatisierten nicht um eine gewisse Zwielichtigkeit herumkommt: wenn mit Franzens Stigmatisation das Verhältnis zum Leiblichen und zum Diesseitigen gewandelt wird und dies in einem Zeichen, das auf das ἐφ' ἅπαξ des Kreuzes weist, drohen spätere Stigmatisationen Ausdruck eines persönlichen Problemes des Betroffenen zu werden, jedenfalls ist ihre geschichtliche und damit zugleich ihre kirchliche Bedeutung so gewandelt,

dass auf sie kaum mehr zutrifft, was beim Heiligen Franziskus und vielleicht auch bei andern frühen Stigmatisierten das Zentrale gewesen sein dürfte.

Gesetzt darum, es sollte an den vorstehenden Überlegungen zu den Wundmalen des Heiligen Franz etwas sein, so müsste sich dies in einer bestimmten Weise von Diesseitsbezogenheit bei den Franziskanern und darüber hinaus bei denen erhärten lassen, die vom Franziskanischen in besonderer Weise angegangen sind. Ich meine, dass dies durchaus möglich sei. Wie anders lässt sich denn z. B. Franzens Liebe zur Kreatur verstehen ? Es liegt doch auf der Hand, dass in der Vogelpredigt, konkret: im Verhalten der scheuen Vögel zum lieben Heiligen etwas von der paradiesischen Gelöstheit aufscheint, mithin etwas erfahrbar wird vom erlösten Verhältnis zur Schöpfung. Indem ich dies andeute, mag es sein, dass von da her manches in seiner Geschichte und in der Eigenheit seines Ordens in diesem Lichte neu und spontan verstehbar wird. Wo dies der persönlichen Betrachtung des Einzelnen geschähe, wäre dies die schönste Bestätigung des hier Versuchten.

Indessen bleibt die Sache nicht eine sozusagen innerfranziskanische, sondern sie wird schon bald etwas Weltweites. Es wird nach dem Tode Franzens nicht mehr lange dauern, und Italien wendet sich der diesseitsfreudigen Renaissance zu, die bald ein europäisches Ereignis wird. Die Sache hat viele Voraussetzungen, und kein Einsichtiger wird deshalb meinen, dass, was da aufgeht, nur der Segen des Heiligen Asketen sei. Und trotzdem wäre das alles nicht möglich gewesen ohne den Heiligen Franziskus. Ich will versuchen, das an einzelnen Punkten einleuchtend zu machen.

Wer sich die Gestalt des lieben Heiligen in ihrer leiblichen Erscheinung vorzustellen sucht, der wird immer wieder auf das Werk jenes Meisters stossen, der Franz zwar nicht mehr persönlich gekannt hat, der aber wie wohl kein zweiter dessen Wesen so erfasst, dass man in seinen Fresken Franz zu sehen meint, wie er geleibt und gelebt hat: Giotto, der die florentinische Frührenaissance massgebend auf ihren Weg bringt und der künftigen Welt Auge und Sinn geöffnet hat für das, was ihm noch Schöpfung war und was dann später neutralisiert wird zur Natur, endlich zu jener «Natur», die dem Menschen von heute weitgehend nur noch mess- und berechenbarer Kräftehaushalt zur scham- und schonungslosen Ausbeutung geworden ist, während sie bei Giotto in franziskanischem Geist aus der Welt des Wunders vorkommt. Neben ihm steht als glühendster Verehrer des Heiligen

Franziskus Dante, der einerseits abschliessende Krone mittelalterlicher Weltschau ist, indem er dichterisch gestaltet, was die Summen der Theologen und Philosophen erdacht, der aber andererseits, von Vergil geführt, schon in jenes Rinascimento hinüberschreitet, das sich einem neuen Verständnis des Diesseits öffnet. Kein Zweifel darum, dass neben Dantes «göttlicher Komödie» ganz bewusst als «menschliche Komödie» der Dekameron Boccaccios entworfen ist. Dem aufmerksamen Leser dieser Novellensammlung kann ja nicht entgehen, wie das edle und gemeine, das aufopfernde und hinterlistige Tun und Treiben der Menschen, wie Ernst und Heiterkeit des Lebens hier beschrieben sind vor dem Hintergrund nicht allein des gewaltigen Todesgeschehens, sondern eben damit zugleich jener symbolischen Bezüge, die man auch in dieser Dichtung auf Schritt und Tritt empfindet und die selbst dort noch machtvoll zum Vorschein kommt, wo wir sie nicht mehr zu verstehen vermögen und lediglich ahnen, dass offensichtliche Symbole den Leser einst in die Welt des grossen Geheimnisses geleiteten. Vergessen wir auch nicht, wie Petrarca erstmals einen Berg besteigt, um sich dann auf dem Gipfel des Mont Ventoux nicht etwa dem Genuss der Aussicht zu überlassen, sondern sich niederzusetzen und, echt franziskanisch, eine Betrachtung über die Vergänglichkeit alles Irdischen und die ewige Schönheit zu lesen. Und endlich steht neben diesen bahnbrechenden Grossen der Dichtung und der bildenden Kunst als kongenialer Musiker Francesco Landini. Er war als Knabe an den Pocken erblindet, hatte seine Ausbildung in Florenz bei den Franziskanern von Santa Croce erhalten und war dann Organist an San Lorenzo geworden. Mit seinen Lehrern blieb er zeitlebens befreundet, und seinen Dank an sie hat er abgetragen, indem er ein lateinisches Lehrgedicht zur Verteidigung der Logik ihres Ordensbruders Wilhelm von Occam geschrieben hat. In seiner sanften Musik hat sich die franziskanische Demut auf den stillen Klang der Instrumente gesenkt, und der Gesang ist Loblied geworden auf das Gefüge jener Harmonie, die Andrea da Firenze, möglicherweise ein Schüler von Landinis Vater Jacopo in dessen Malerwerkstatt von Fiesole, in den Fresken der spanischen Kapelle von Santa Maria Novella zu sichtbarem Austrag brachte. Was die Musik dieses grossen Blinden als Heiterkeit durchströmt, ist nicht das milde Licht der Toskana – es ist das Licht eines viel tiefer gründenden Sonnengesangs. Und gegen Ende des Trecento wird der Geist dieser franziskanischen Kunst einen Bruder des Heiligen Dominikus erfassen: immer wieder meditiert er malend die Begegnung seines Ordensva-

ters mit dem Heiligen Franziskus und lässt sich davon zu jenen Werken befeuern, die nicht nur zu den Perlen abendländischen Schaffens zählen, sondern in ihrem grossen Verzicht und in ihrer verehrenden Anbetung immer wieder Sinnbild des Paradieses zu werden vermochten: ich meine Fra Angelico, den Engelgleichen, der im Kloster von San Marco aus der oft gemalten Andacht zum Heiligen Kreuz vermocht hat, die Geschichte Jesu Christi für seine Zeit und Welt neu Gestalt werden zu lassen. Noch in der Hochrenaissance ist dies unvergessen, und Raffael wird ihm in der Disputà, diesem gemalten «Pange lingua» auf das Sakrament des Altares, seine Ehre erweisen, indem er unter den grossen Kirchenvätern und Scholastikern, die etwas zum Ruhm des Abendmahles getan, dem schlichten Handwerker von Fiesole seinen Ehrenplatz einräumt. Aber versenke man sich auch in den Eindruck, den die heute leider stark vernachlässigte Basilika San Francesco al monte unterhalb von San Miniato dem Eintretenden eröffnet: ihr unerhört Schlichtes bringt den Adel ihrer ausgewogenen Proportionen in einer Weise zum Scheinen, wie dies nicht schnell für eine zweite Renaissance-Kirche zutreffen mag; und man versteht, warum sie Michelangelo ob ihrer schmucklosen Schönheit als «la bella vilanella» geliebt hat. Indem wir indessen diesen Meister zitieren, den man den Vater des Barocks nannte, rufen wir uns sein Spätwerk ins Gedächtnis, zumal die Pietà Rondanini. Michelangelo verzichtet in seinem Alterswerk zusehends auf das Feiern des kraftvoll kühnen Recken und Helden und kehrt ein in die Darstellung eines Menschentums, dessen Gebrochenes getragen wird von der göttlichen Huld: es ist nicht mehr so, dass Maria den Leichnam Christi trüge, sondern die Kunst Michelangelos lässt jetzt die Verhältnisse umgekehrt erscheinen – es ist, als ob der für uns Gestorbene seine trauernde Mutter stützte. Und dem, was er derwege bildnerisch ins Werk setzt, redet er seine unmissverständliche Sprache in den Sonetten an Vittoria Colonna, zumal in denen auf den Tod dieser grossen Frau, in den letzten Sonetten an Gott vorzüglich, die noch Rilke so betrafen, dass er ihnen die Mühe einer dichterischen Übersetzung hat zuteil werden lassen. Die Innigkeit von Michelangelos Dichtung aber, die die Renaissance abschliesst, rundet sich zurück zu jenen zarten Anfängen italienischer Lyrik, die in wissendem Anschluss an Franzens Sonnengesang zu Wort kommt im Werke Guido Cavalcantis, Cino da Pistoias, Franco Sacchettis und anderer Dichter.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, den Sinn zu wecken für die franziskanische Einfachheit in der Kunst der sicher nicht aus der

Antike ableitbaren Frührenaissance, aber selbst noch in den grossen Werken der Hoch- und Spätrenaissance, in denen sich dann zugleich jene bekannte Wiedergeburt ereignet hat. Ich erwähne sie hier, weil mir von den vorgetragenen Gedanken her auch neues Licht auf diese Zusammenhänge fällt. Ich will es pointiert so formulieren: wenn jetzt, ganz anders als in karolingischer und ottonischer Zeit, im Rinascimento ein historischer Sinn für die Griechen erwacht, wenn man bereit ist, von den durch den Fall Ostroms vertriebenen Byzantinern, von Chrysoloras, Chalkondyles und wie sie alle heissen, erst einmal Griechisch zu lernen, wenn sich Laurentius Valla, Marsilio Ficino, Angelo Poliziano, Pico della Mirandola um ein echtes Verstehen der griechischen Denker mühen, wenn in diesem Umkreis seit dem verhängnisvollen Datum von 1054 erstmals wieder Unionsverhandlungen zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens geführt werden, so setzt dies alles einen Wandel der abendländischen Gesinnung voraus, der ein solches Eintreten auf die Griechen und in der bildenden Kunst auf die Hellenen überhaupt ermöglicht hat. So grotesk es klingen und so grotesk die Sache an sich scheinen mag: allem vorauf war nötig, dass sich die Abendländer erst wieder einmal in ihrer eigenen Haut wohlfühlen konnten. Mit andern Worten: es war erforderlich, dass ein neues Verständnis des Menschen zu geschichtlicher Bedeutsamkeit kam. Dass sich im Menschenbild von Humanismus und Renaissance viele Gedanken und Einflüsse treffen, ist inzwischen eine Binsenwahrheit geworden. Wenn jedoch Wahrheit immer nur ist als ein Vorkommen aus dem Verborgenen, dem je schon ein Weggehen entspricht – dann gewinnt diese alte Wahrheit neuen Glanz durch das Ereignis der Stigmatisation des Heiligen Franz von Assisi, die in Jesu Christi Gnaden dem Gottebenbildlichen den Zugang zu jenem Wesen neu eröffnet, da er als Sterblicher nur lebt, solange er leibt. Man hat seit der Aufklärung jener Wende zur Neuzeit immer mehr einen profanen Charakter zusprechen wollen und dabei übersehen, dass sie von der franziskanischen Frührenaissance her ganz betont auch eine Wiedergeburt im geistlichen Sinne gewesen ist.

Basel Walter Frei